

Das Gong.

Von

Herhard v. Weittenhiller-Dausbrud.

(Nachdruck verboten.)

Reinhold — dumme —!
Er war, als fälschen Fensterflügel und zertrümmerte Dachziegel gegen die Hauswand.
„Sind alle Fenster geschlossen?“ rief der Hausherr zu seiner jungen Frau hinüber.
Sie nickte.
„Eines ist offen!“ flüsterte ihr ihr Nachbar, der Weltensummler, mit einem Bild zu, der sich wie ein Raubtier duckte.
Sie sah ihn betroffen an.
„Hundewetter!“ sagte ein hagerer, eckiger Herr und blinzte wohlgefällig, daß er den rechten Ausdruck gefunden, im Kreise herum.
Der Sturm raste aus Haus wie ein Ungeheuer, das vor dem prasselnden Regenschauer floh, der es mit spitzen Speeren zu durchbohren trachtete. Die Wände des Gartens, in dem die Villa stand, waren ein togenes Meer schwarzer, fremdlicher Schödel, die, den finstern Abgrund der Nacht überdunkelnd, auf- und niedertauten.

„Es ist unheimlich!“ sagte eine ältliche Dame mit schauernden Zügen, feste sich höchst behaglich in ihrem Klubsessel zurecht und bekam in ihre Augen das Glänzen der Erwartung.
Im Gesellschaftszimmer herrschte jene gewußig-bridende Stimmung, die sich einstellt, wenn man sich bei einem Unwetter geborgen weiß und durch ein gutes Souper den nötigen moralischen Halt erworben hat.
Diese Stimmung wurde noch erhöht durch die grotesken Erzählungen des Weltensummlers, dessen fähne, bewegene Männlichkeit besonders die Frauen anzog. Er gab unheimliche Geschichten aus Indien und Afrika zum besten, die wie grelle, flirrende Melodien zu dem dumpfrollenden Bass des Unwetters klangen.
Als er geendet, gelang es dem Hausherrn, rasch mit einigen Sätzen in die Wüste des Gesprächs zu schlüpfen und darin fest zu fassen. Er sprach von dem großen Gong im gelben Zimmer, das alle sanfter von dem mächtigen, unerbittlichen Klang, den es schon bei bloßem Berühren mit dem fingerknöchel ertönen ließ, und erzählte, es stamme aus einem lamaistischen Kloster und besäße die Eigenschaft, von sich selbst zu ertönen, wenn seinem Besitzer ein Unglück drohe.

„Mein Gott!“ rief die ältliche Dame.
Der hagerer Herr wogte sein Haupt: „Und hat es Sie schon einmal gemerkt?“
„Bisher noch nicht!“ lächelte der Befragte.
„Doch! Ich nicht!“ warf ziemlich überlegen ein Jüngling hin, der überzeugt war, der Hausherr habe die Geschichte nur erfunden.
„Sie hätten wohl auch nie ein Unglück!“ lächelte ein Fräulein mit kurzgefahrenem Haar, und ihre Stimme klang, als käme sie eines Meisters Schmelde.
„Sagen Sie mal!“ schnarrte der Jüngling: „Glauben Sie überhaupt an dergleichen?“
Der Hausherr zuckte die Achseln.
Der Weltensummler und die Hausfrau, die an einem Tischchen in der Ecke saßen, flüsterten indes fest und eindringlich miteinander, das Gesicht der jungen Frau war von dunklen Wellen überflutet.
„Heute nacht!“ hauchte er und warf seiner Nachbarin einen Blick zu, unter dem sie sich wand.

Die Liebe des jungen Stillfried.

Roman von Hermann Wagner.

„Sind das nicht Schritte?“ flüsterte Guste.
„Das ist Anechid“, gab Stillfried empört zurück, „der Schurke!“
„Es ist wohl Zeit.“
„Nur noch fünf Minuten!“
„Was sind für zwei, die lieben, fünf Minuten? Strömen fünf Sekunden. Über einem, der bloß zusehen muß, werden sie zu einer ganzen Stunde.“
Der Kandidat hauchte also. Erst diskret und leise, dann schon vernehmlicher. Zuletzt in den fröhlichen Worten eines jüngeren ahnten Kalarafs.
„Er gibt nicht nach“, flüsterte Guste.
„Noch einen Auf!“ bat Stillfried.
Es war in langer, tiefer, andächtiger Art, und er wurde von einem wässren Hustenanfall jenes Menschen unterbrochen, der vielleicht von einem Hofmeister Schmitzel träumte. Von einem braunen, salzigen Schmitzel a la Hofstein, garniert mit roten Rüben, Pfeffergurken und Sardellen.
„Was ich noch jagen wollte“, ermannete sich Stillfried.
„Es bleibt also dabei?“
„Es bleibt dabei.“
„Wir bleiben fest!“
„Ganz fest.“
„Unerschütterlich!“
„Unerschütterlich.“
Nachdem das Wesentliche besprochen war, wurden geurungen aus das Selbstverständliche noch einmal beachtet werden, denn auch in der Liebe bilden die Nebenbedingungen die feste Grundlage, auf der sich die Hauptbedingung realisieren kann. Was nicht sich ewig, gewiß, aber man muß über das nötige Kleingeld verfügen, um

„Sie allein können nicht bleiben, wenn alle Gäste gegangen sind!“ bestete sie.
„Ich komme wieder!“ Durchs Fenster!“
„Alle sind von innen verriegelt.“
„Ich schob einen Riegel zurück, als ich kam.“
„Was sagen Sie zu der Gonggeschicht?“ wandte sich der hagerer Herr an ihn.
In diesem Augenblick drach ein tiefer, mächtiger Laut wie aus bodenlosen Gründen durch das Aufstehen des neuereigebenen Sturms. Und gleich darauf noch einmal dröhnend: „Gong!“
Die Hausfrau wurde bleich wie Alabaster. Ihr Nachbar grub sich die Zähne in die Lippen.
Des Hausherrn erlärte diese Bräunung auf den beiden. Die anderen saßen einander mit dem Schweigen des Grauens an.
Nur der Weltensummler fand sich rasch wieder zurecht: „Wer rumpelt da im Zimmer drüben, Berichterster?“
„Die Dienerschaft ist längst schlafen gegangen!“ erwiderte der Hausherr tonlos und ließ seine Augen nicht vom dem Frager.
„Werden mal sehen!“ sprach der Jüngling, erhob sich und verschwand im finstern Nebengang. Er schen an einer Tür zu lauschen. Nach kürzester Zeit kam er aber wieder zurück: „Es rührt sich nichts!“ und setzte sich nieder.
„Gott!“ rief die ältliche Dame und hielt sich die Ohren zu, als fürchte sie ein abermaliges Erwidern des Gongs.
Das Fräulein mit den kurzgefahrenen Haaren blinzte dem Hausherrn mit einer Miene an, als wolle sie ihm jetzt schon ob des kommenden Unheils konfessionieren, und sagte dann: „Es ist sehr spät geworden!“ Und mit einem Blick zum Fenster, durch das ein Stern blinkte: „Ich glaube, der Sturm hat sich gelegt.“
Man erhob sich. Die Stimmung war zerrissen. Einige versuchten, hellere Töne anzuschlagen, aber sie trafen nur die schwarzen Launen.
Dem Vorüber der geöffneten Tür, und auf die an sie gerichteten Abschiedsworte tropfte es farg und monoton von ihrem Abgehen.
Als die Gäste gegangen, schritt der Hausherr, das elektrische Licht einschaltend, schlappenden Ganges in das gelbe Zimmer. Da stand das Fenster offen. Der Vorhang war herabgeweht und hatte sich im Wumbogestalt des Gongs gebogen. Gerade vor der Metallstange baumelte die Luuste mit dem schweren Holzstoppfen.
Er löste den Vorhang, verriegelte das Fenster und beschloß, von dem Geschehen zu schweigen.
Als er in das Gesellschaftszimmer zurückkehrte, stand in dessen Mitte seine Frau und fiel ihm mit wildem Aufschludgen um den Hals.
Er schloß sie fest in seine Arme.

Die Herausforderung

Stilge von Georg Dirksfeld.

(Nachdruck verboten.)

In dem Leipziger Bahnhof stand vor dem Schnellzuge, der aus Berlin gekommen war und nach München weiterfahren sollte, ein junges Mädchen und sah, indem es mit eigentümlicher Inbrunst die Hände faltete, zu einer ältlichen Dame empor, die aus dem Fenster blinzte. Man flüsterte miteinander, so gut es im Abreiselärm gling.
Die ewige Liebe in die zeitliche Form der gut bürgerlichen Ehe pressen zu können. Man war aber das nötige Kleingeld nicht, dann muß man einen festen Grund gründen, dessen Zweck der Kampf ist, der Kampf gegen die, die das feste und auch das große Geld haben. Und das sind in der weitaus meisten Fällen die Eltern.
„Ich gebe nicht nach“, schwor Stillfried, „und wenn sie mich enterben!“
„Und ich lasse nicht von dir“, schwor Guste, „und wenn mich mein Vater totschlägt!“
„Sie müssen nachgeben!“ drohte Siegfried.
„Sie werden nachgeben!“ hoffte Guste.
„Und dann“, flüsterte Stillfried, „dann —“
„Ja, dann“, hauchte auch Guste und war selig, „dann —“
Ein abgelenkter Hustenanfall unterbrach sie. Der Kandidat stand vor ihnen und grinste. Grinste, wie nur ein Mensch grinsen kann, der ein Schmitzel a la Hofstein nicht gegessen, sondern bloß von ihm geträumt hat.
„Ich habe Hunger“, höhnte er, „leid ihr nun endlich fertig!“
„Hohling!“ sagte Stillfried.
„Du kommst ja noch bleiben. Aber ich wage meine Hände in Unschuld. Es ist ein Uhr. Ich gehe heim.“
Guste fuhr in die Höhe. „Im Gottes willen! So spät?“
„Sie brauchen nur noch zwei Stunden zu warten, und dann können Sie gehen.“
„Wir steigen zum Fenster ein.“ beruhigte sie Stillfried.
„Auf mich wartet meine Mutter“, langte Guste.
„Ihre Mutter ist eine geduldige Frau“, sagte Reinhold Anechid. „Aber Sie können von Glück reden, daß Ihr Vater heute so jelt schläft. Die nötige Verschönerung habe ich ihm verschafft. Er hat zehn Glas Münchener auf meine Gesundheit getrunken.“
„Belommen sind sie uns!“ lächelte Stillfried.
„Und den Augenwimper werde ich davon haben“, nickte Reinhold Anechid, „weil es erst bekannt wird, wie gründlich ich die Karte verschoben habe!“

„Sie sind beunruhigend“, sagte das Mädchen. „Doch Fräulein Gerlach. 17 Stunden sind Sie schon mit meinen armen Schwägern unterwegs — von Breslau und vorher von Obereschleben, und nun müssen Sie noch den ganzen Tag bis München fahren.“
Fräulein Gerlach blinzte, bevor sie antwortete, noch einmal auf die, die ihr anvertraut war. Frau von Seelhorst sah still auf ihren Schwah, wie immer harr geradeaus blinzelnd und kaum merklich die Lippen zitternd bewegend. Sie war fe geboren und fiel nicht auf — das war die Hauptursache. Die Obergeschlechte der Herrenfamilialität Marienau bei München wandte sich wieder zu der Leipziger Studentin. „Das bin ich gewohnt“, fräulein Gerlach. „Ich hab schon Patienten aus Italien und Spanien gehabt.“
Die Studentin stellte sich auf die Beine und flüsterte noch vorsichtiger: „Glauben Sie denn wirklich, daß meine arme Schwägerin mich gar nicht erkannt hat? Ich hatte sie ja Jahre lang nicht gesehen. Inzwischen ist das namenlose Unglück über sie gekommen. Ich wollte aber jedenfalls in Leipzig am Bahnhof sein — man kann doch vielleicht nützen —“
Fräulein Gerlach ließ sich ihrer Patientin nicht gern entsagen und empfand das ganze Gespräch als etwas unheimlich. Sie beschloß sich zurückzuziehen. Fräulein Gerlach, man kann das schwer wissen. Solche Kranke führen das eigentümlichste Innenleben. Sie sind dermaßen von den Erlebnissen, die sie wir machen, erfüllt, daß sie auf Nebenfragen nicht reagieren. Sie verstehen mich schon. Und nun dan! ich Ihnen. Wir werden schon gut nach München kommen. Nun muß ich mich aber setzen. Sie haben keinen Begriff von dem Mikrauren.“
Ergründlich schloß Fräulein Gerlach das Fenster, nickte noch einmal freundlich hinaus und setzte sich. Sie hatte den Platz neben Frau von Seelhorst. So war die Kranke am besten bedacht. Gemeingefährlich war sie keineswegs, aber sie konnte durch die fremden Menschen, mit denen die Straße sie zusammenstieß, stark irritiert werden. Man achtete ja nicht, daß man eine Geisteskranke vor sich hatte, und gab sich der üblichen Respektlosigkeit hin.
Mit einigem Bangen sah Fräulein Gerlach, daß der Schwah ihrer Patientin gegenüber noch leer war — Inhaber der Inhaberei befand sich wohl in Speisekammer. Auf dem Nebenplatz sah eine sympathische Erscheinung: ein junger Herr mit klugem Gesicht und von bescheidener Zurückhaltung. Er hatte artig Fräulein Gerlach's Handgepäck besorgt und las nun in seinem Buch weiter — Frau von Seelhorst, deren eigentümliche Schönheit ihm sichtlich aufgefallen war, beobachtete er nicht.
Die übrigen Reisenden waren neutraler Durchschnitt. Der Zug hielt sich endlich in Bewegung, und es dauerte nicht lange, so erschien die Dame, die den anderen Schwah hatte. Fräulein Gerlach erhob sich — sie konnte diesen Exp. Das Spielzeugertum, das von Weitzrieg und Revolution nicht aus seinen fatten, kurzschäftigen Geistes ausgedrückt worden, die Nennerin Huber oder Meter, wie einst die Körpermaß im farblosen Seidenstoffe, mit prägnantem Schmuckzeug behängt in dem roten, schwanmigen Biergestühl kleine, rüchlich neugierige, taktvolle Augen.
Die gedrückte Frau ließ sich stöhnend nieder und drückte ihr „Hund“, das sie auch in den Speisekammer mitgenommen hatte, zärtlich an den Busen. Man konnte nicht recht, was es für ein Bieh war. Jedenfalls, ob Müppi oder Schnauz, sein Anblick war ebenso unerfreulich und aufreizend, wie der seiner Herrin. Der Hund erstarrte fast in eigenen Fett, und seine mißvergnügte, schwarze Miene glah einer bösen Menschenfrase.
Fräulein Gerlach dachte Welcher Gegenstab ... Was führt doch das Leben zusammen ... Die junge Frau, deren

2)
Sucher
ist, die
wissenschaft
berwert
s dem
hat, für
und den
über un
dem Sta
Berkaufe
nicht mac
nur best
Bestimm
beanpru
ist, brau
hat un
schüden
im erzie
Rimmi
schnis d
und 2 di
Hoffgung
bei Mar
Stillefr
den Kau
Die
angenom
schüden
Krenlo
Drucksa
Festber
lagen in
werden.
mit ein
der Herr
au r B
der preu
Inmeile
Hoffgung
sich a
sich au
am 14.
iel. An
frage Be
Ergebnis
tamm
Berthold

des, oberflächlichen Leben von der Erkenntnis der Zeit vernichtet werden — politische Banditen ermordeten ihren Mann und ihr Kind, stürzten ihren einsamen Hof ein — von Wahnwitz befallen, wurde sie in die Wägen der Bestrafung gebracht. Schandlos, ausfichtslos. Und die da bräuben? Die wußte und wollte nichts wissen vom Kreuz der Zeit. Sie hatte vor jedem Grauen nur ihr erbärmliches Belagen gerettet.

Aber Frau von Seelhorst achtete nicht auf sie. Sie traunte weiter. Doch nein — bekommen sah es Fräulein Gerlach allmählich selber ihre Teilnahme, und gerade bei unumstößlicher Gegenwart fesselte sie. Immer mehr öffneten sich ihre großen, dunklen Augen. Sie trarnte die dicke Meintrin wie ein Einbild aller Zeitfragen an.

Wenn die bräuben nur das wiederwärtige Spiel mit ihrem Hunde aufgeben hätte! Immer wieder freischelte und lästete sie den kleinen Dackelwelpen. Hundert Lederbüßen jagte sie hervor, mit denen sie den Ueberstülpigen fütterte. In Deutschland aber gab es Millionen unterernährter Kinder. Und in Oberhessen, was geschah in Frau von Seelhorsts Heimat täglich?

Der junge Mann mit dem Buche, der neben der Dackel sah, wurde allmählich auch unruhig und warf ihr Blicke von gemessener Geringachtung zu. Sie ließ und hörte ihn nicht an. Mit der schönen Dame gegenüber konnte er sich freilich nicht gegen sie verfechten — die starrte immer nur geradeaus, ihr selbst drohender Blick bohrte sich tief in den Wusch, den Hund, ein. Der torporenten Dame entging das nicht — sie schaute sich unbehaglich und wollte die peinliche Situation durch ein Gespräch überwinden. Leider war sie sich an Frau von Seelhorst, die natürlich nichts beantwortete. Fräulein Gerlach griff ein, bemäntelte, so gut es ging, konnte aber nicht verhindern, daß die beleidigte Dackel ihrem Gegenüber empörte Blicke zuwarf.

Umso mehr wurde Busi gefährlich. Das biest so, bis es endlich Abend wurde, bis man sich Wägen näherte. Stunden lang hatte Frau von Seelhorst unbeweglich den bewährten Hund der diesen Raum angefüllt. Was ging in ihr vor? War es wachsende Bewunderung? Fräulein Gerlach atmete auf, als man dem Wägen der Hofhüter zufuhr. Hier wurde sie von dem Pfaffen der Anstalt erwartet.

Man erhob sich, packte zusammen. Noch einmal drückte die Dackel ihr Hund an sich. Da stand auch plötzlich Frau von Seelhorst auf und schlug dem Hund in die schwarze, rüchliche Frage. Die Wirkung war ungeheuer. Alles lachte, besonders der junge Mann, denn man war genug gestört worden und sah förmlich ein Gottesurteil in dieser Wackelpele. Die Wägen des Hundes aber tobte — es gellte durch den ganzen Baggan: „So eine Gemeinheit! Das will eine seine Dame sein? Mein Hund schlägen, mein Busi, so ein freuzredendes Biestel, das besser ist als alle Menschen?! Das ist ja unerschöpflich!“

Sie wollte mit erhobenem Sonnenhüte auf Frau von Seelhorst eindringen. Die stand noch immer, die Hände geballt, und starrte auf den Hund. Sie hatte die Frage der überbrückten Zeit getroffen. Fräulein Gerlach konnte die wütende Dackel nicht beruhigen. Sie flüsterte dem jungen Mann zu: „Helfen Sie mir! Die Dame neben mir ist gestirbt!“ — „So?“ erwiderte der Jüngling sehr erstaunt. „Ja hielt sie im Gegenteil für höchst gesund! Sie hat mir aus der Seele gehauen!“

Aber er half der Bedrängten und führte die Damen, während die Dackel noch tobte, dem wartenden Arzt zu.

Natur als Mensch.

Kleine Bildchen von

G. Schüren-Sonderhausen.

(Nachdruck verboten.)

Der Wald breitete mir bräutlich seine Arme entgegen.

Eine Mehre sagte der andern das schwüle Lied des Sommerwindes weiter.

Die Berge schweigten unter der schweren Last der Sonne.

Die Nacht drückte dem müden Tag göttig die Augen zu.

Der eijige Novembersturm gerbe mit scharfem Messer das Gesicht.

Die Frage, die diesmal zur Diskussion stand, war eine eminent wichtige. Schließlich gibt es doch nur drei Abschnitte im menschlichen Leben, die Anspruch darauf erheben können, entscheidende genannt zu werden: den einen, da der Mensch geboren wird, den zweiten, da der Mensch heiratet, und den dritten, da der Mensch stirbt.

Auf die Geburt Stillfrieds hatte nur das Ehepaar Aman Einfluss nehmen können, und wie und wann Stillfried einmal sterben würde, das wußte allein der liebe Gott. Somit blieb die Familie Aman, damit sie auf sie Einfluss nehme, nur die Berechtigung Stillfrieds übrig, und zu dieser ihren Einfluß dazu zu geben, das ließ sie sich unter gar keinen Umständen nehmen.

„Ich leugne überhaupt“, betrat Onkel Theodor seinen bekannten Standpunkt, „daß es notwendig oder auch nur möglich ist, daß ein Mann heiratet.“

„Doch“, widersprach Tante Ottilie und erwiderte und leuchtete dabei, „die Ehe ist nötig, nützlich und angenehm.“

„Für die Frau“, warf Tobias ein.

Der Kandidat verbeugte sich kaum merklich in der Richtung nach der Tante Ottilie hin. „Nein“, verbeugte er seine Ansicht nicht, „auch für den Mann.“

„Die Ehe ist sittlich“, meldete sich Tante Lene zur Wort.

„Wenn sie aus idealer Liebe geschlossen wird“, gab Frau Cäcilie Aman ihrer nicht tot zu kriechenden Romantik Ausdruck.

„Und zwischen zwei Menschen“, ergänzte die verwitwete Frau Baurat Schauer, „die in jeder Beziehung reif sind.“

„Und Geld haben“, fügte Herr Siegfried Aman streng hinzu. „Wo Geld ist, da herrscht auch Ordnung, und wo Ordnung herrscht, da kommen auch Kinder, und wo Kinder kommen, da stellt sich auch die Liebe ein.“

„Oder auch nicht“, warf Tobias Lüne ein, „wie's gerade kommt.“

Die Meinungen wogen hin und her, plakten aufeinander, vermengten, verwirrten und entwirren sich, man sprach laut und heiser, man streift sich, beäugelt einander

Ein Baum redete sich zu meiner Stube empor und presste seine Ästen neugierig gegen die Fensterhebe.

Ein geschmeidiger junger Wind schlug auf einer Wiege Purzelbaum.

Eine verführerische reife Brombeere leuchtete mich aus tiefstwarigen Feuerungen an und lockte zum Auf.

Papst Leo X.

Von

Dr. Sebastian Hausmann,

Lehrbeauftragter an der Universität München.

(Nachdruck verboten.)

Am 1. Dezember 1521 ist Papst Leo X. gestorben, einer der glänzendsten Vertreter jener hohen Kirchenfürsten, die nicht aus religiösen, sondern aus rein weltlichen Interessen in den Dienst der Kirche getreten sind. Er war der zweite Sohn Lorenz des Prachtigen von Medici, Giovanni, und wurde am 11. Dezember 1475 zu Florenz geboren. In frühestem Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er bereits 1482, als sechsjähriger Knabe also, die Tonkur. Im gleichen Jahre noch verließ ihn König Ludwig XI. von Frankreich eine Witze, im folgenden Jahre aber er vom Papste Sixtus IV. das Stift Valpurgiana und verschiedene andere Ämter. 1484 kam die Berufung des achtjährigen Knaben zum Erzbischof von Aix in Frage, aber der Papst hatte noch Bedenken, diese Ernennung zu vollziehen, die natürlich eine bloße Komödie gewesen wäre. Der junge Fürst erhielt eine glänzende Erziehung auf rein humanistischer Grundlage, an der Universität Pisa studierte er zwei Jahre Theologie und Kanonisches Recht. 1489, mit 13 Jahren, wurde er Kardinaldiakon, durfte aber die Abzeichen der Würde erst nach drei Jahren anlegen; 1492 trat er dann wirklich in das heilige Kollegium ein. Als 1494 seine Familie aus Florenz vertrieben wurde, machte er große Reisen in Deutschland und Frankreich und lebte dann in Rom, wo er sich mit Mühe und schöner Literatur beschäftigte. Als dann Julius II., ein großer Freund von Kunst und Wissenschaft, 1503 zum Papst gewählt wurde, ergriff ihn der junge Kardinal aus der hochförmlichen Familie der Medici nach Herkunft und Erziehung sehr, gestand zum Schützer und Pfleger von Kunst und Wissenschaft. Er stellte den Kardinal auch an die Spitze seines Heeres, dieser erntete aber keine militärischen Vorbeuren: In der Schlacht bei Ravenna 1512 wurde die päpstliche Streitmacht völlig geschlagen, der junge Kardinal selbst von den Franzosen gefangen genommen und nach Mailand gebracht. Es glückte ihm aber bald, aus der Haft wieder zu entkommen. Nach dem Tode von Julius II. wurde er zum Papst gewählt und am 19. März 1513 geweiht, wobei er den Namen Leo X. annahm. Er wurde Papst, ohne Priester zu sein; auch fragte er seine ganze Regierungzeit hindurch den rein religiösen Stand ziemlich interessiert gegenüber. Für die Bewegung, die Luther unter seiner Herrschaft entfachte, hatte er gar kein Verständnis: er hielt dessen Auftreten für einen der vielen Abfallsfälle, die damals an der Tagesordnung waren. Um die innere kirchliche Erneuerung hat er sich nicht besonders gekümmert. In seiner Wahlkapitulation hat er eine Reform der Kurie (nicht also der Kirche) an Haupt und Gliedern versprochen müssen. Um die Einhaltung des Versprechens hat er sich weiter keine Gedanken gemacht. Dagegen hat er sich anfangs sehr viel Mühe gegeben, um das Schisma wieder zu beizugehen, das sich unter seinem Vorgänger herausgebildet hatte. Wenn er erfolglos den Plan eines Kreuzzuges gegen die Türken betrieb, so darf man wohl im Zweifel sein, ob es sich für ihn in diesem Punkte um eine religiöse oder mehr um eine politische Frage gehandelt hat. Als Politiker schwebten ihm wesentlich drei Aufgaben vor, die er zu lösen suchte: Vergrößerung des Kirchenstaates, die Serbifizierung einer beherrschenden Stellung in Mittel- und Oberitalien für seine Familie, die Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes unter den auswärtigen Mächten. In diesen politischen Dingen hat er nicht erfolglos und jedenfalls recht nachlässig gearbeitet. Auch unter ihm gehörten Verlogenheit und Hinterlist zum Handwerk der päpstlichen Diplomatie. Wenn er zuerst in ein Vertragsverhältnis zu Frankreich trat, dann aber 6 Jahre darnach mit dem deutschen Kaiser einen Vertrag gegen Frankreich schloß und zur Brechung der französischen Macht in Italien ein Schweizerheer in Sold nahm, so machte ihm das keinerlei Gewissensbisse. Sein Hauptver-

dienst liegt in der glänzenden Förderung von Kunst und Wissenschaft, die ihm seiner Herkunft und Erziehung nach am allermeisten am Herzen lag. Er bemühte sich persönlich um die Unterfertigung von Literatur und Wissenschaft, er stellte die Unterfertigung zu Rom wieder her, an die er die ausgewiesenen Gelehrten als Lehrer berief, er gründete ein besonderes Kollegium zur Herausgabe griechischer Schriftsteller; ganz besonders endlich förderte er die Kunst durch große Aufträge, über diese Mittel hinaus. Seine Beschäftigung zu Rafael und Michelangelo sind ja weltbekannt, ebenso weiß man, daß er die bedeutendsten Humanisten nach Rom zu ziehen suchte, und daß dies sogar bei manchen Kardinalnennungen schließlich der ausschlaggebende Gesichtspunkt war. Seine Prachtliebe erschöpfte bald die Mittel seiner päpstlichen Schatzkammer, und bei seiner Interessiertheit für rein religiöse Fragen ist es wohl zu verstehen, daß er bald sich bestimmen ließ, den Abfall als Erwerbsquelle auszunutzen; daß diese Abfallgeschäfte den unmittelbaren Anlaß zum Austritte Luthers gab, ist bekannt. In streng kirchlichen Kreisen wurde es jederzeit sehr schmerzhaft empfunden, daß in dem prunkvollsten Papste der Sinn für klassische Bildung und für Kunstverständnis nicht ausgebildet war als der sittliche Ernst und die religiöse Aufregung, und es ist begreifbar, wenn ihm das bei weltlichen Angelegenheiten und veranlassungen mit den Worten obliegt: „Wenn aus moralisch einwandfrei ist er ohne tiefere religiösen Ernst der Tappus eines prächtigen und vor allem auf den Glanz seines Hauses bedachten Renaissancefürsten.“ Im allgemeinen aber wird man ihm die Anerkennung nicht vorenthalten, daß er ein bedeutender Mensch war, der weit über den Durchschnitt der Menschheit emporragte.

Literatur.

Münchener Kalender 1922. Die schöne Farbenpracht und unübertreffliche Bappenkunst zeigt sich im neuen Jahrgang des bestbekanntesten Münchener Kalenders für das Jahr 1922, der im Laden der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg erschienen ist. Wichtig wirken die neuen Wapen, die der bekannte Professor Otto S. Hupp mit Weiskand gefertigt hat. Die Aufmachung ist trotz der Schwierigkeiten der Zeit die gleich schöne geblieben. Ganz hervorragen veranlassungen ist das große Wapen der Sandgrafen von Sollen und als Fortsetzung der zahlreichen früheren Wapen deutscher Adelsgeschlechter folgen nachstehende herabfinden durchaus richtige im besten Jahrbuchdruck ausgeführte Wapen: Adelsheim — Andrian — Arnsdorf — Burgsdorf — Gatsberg — Gutenberg — Ansbach — Ansbach — Ansbach — Schönfeld — Schönfeld — Thüngen — Wadenfels. Jedes dieser herrlichen Wapen ist ein farbenvolles Kunstwerk, und so findet auch der 38. Jahrgang des Münchener Kalenders in seiner eigenartigen, schmunzigen Aufmachung ein herrliches Wapen, das wie seine Vorgängerinnen ganz darauf angelegt ist, neben Belehrung und Amüsierende das ganze Jahr über wertvollen Genuß zu spenden.

Wilt Hur!: „Die Harmonie der Welt“. Ein kosmischer Roman. Breslau, Bergblattdruck.

Es sind nicht allzu viele, die von Kepler diesem gewaltigen Weltgeschehen, der das Welt Kopernikus fortsetzte, noch etwas mehr als den bloßen Namen kennen. Darum ist es ein dankenswerter, glücklicher Griff des Verfassers, diesen Mann als Held eines Romans, die Zeit eines Rudolf II., eines Habsburger, eines Wallenstein vor unseren Augen aufzuleben zu lassen. „Die Harmonie der Welt“ ist aber nicht nur ein Roman, eine Lebensgeschichte, sondern eine Bedeutung besitzt darauf, daß wir die Erde als Weltkörper, als Ganzes erfassen und losgelöst von Erdensphäre und Erdenfeld befreit, das Wunderwerk der Schöpfung schauen. Mit einer innigen Naturbegeisterung verbindet sich eine ruhige, ruhige Sprache. Es ist ein Buch edelster Art, von dem reicher Segen ausströmen wird. Der nachdenkliche Leser wird wohl öfter, als er bisher getraut, seinen Blick aus dem Alltagsraum hinauf zum getrimten Himmel richten und darin eine Quelle seeligen Genusses finden, in jenen stillen Stunden, wie Adam auf dem Hüde Michelangelos sich in Gottesnähe fühlen: in Harmonie mit der Welt.

Dr. Matschoß.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4530 u. 1698.

Theodor vor.

„Das werde ich auch, so wahr ich Siegfried Aman heiße! Ich habe schon meinen Plan!“

Der Mann war gut und fand allerorts Billigung. Er bestand darin, daß Herr Siegfried Aman, um ihm zum fortgesetzten Räumen der Wohnung des Hinterhauses zu veranlassen, Emil Knebel eine einmalige größere Abfertigung zahlte. Binnen acht Tagen mußte das Hinterhaus leer sein.

„Dann wird Ruhe!“ freute sich Onkel Theodor. „Gott sei Dank!“

„Sollte der Jung nicht auch die neue Adresse des Mädels erfahren können?“ höhnte Tobias Tunte. „Ach, glaube, so schlaue wie ihr ist der noch alle Welt!“

„Ach, werde ihm jeglichen materiellen Fußstapfen entziehen!“ befandete der unerbittliche Vater.

„Von mir erhalt er keinen Pfennig mehr!“ sagte Tante Ottilie.

„Auch ich werde die Sünde nicht unterschlagen!“ höhnte sich der Tante Lene an.

„Er darf nicht einmal jodiert haben“, drohte Onkel Theodor, „daß er auch nur die Elektrizität benutzen kann!“

„Wollt ihr ihn vielleicht umbringen?“ rief da Frau Cäcilie Aman plötzlich erregt aus. „Er ist mein Sohn!“

„Nur seine Angst, Schwärmerin“, lachte Tobias Tunte, „wenn es darauf ankommt, dann bin ich jederzeit ich auch noch da! Und Jint hab' ich auch! Sobiel wie ihr alle zusammen!“

„Wie?“ empörte sich Herr Siegfried Aman. „Du willst den Jungen noch unterschlagen?“

„Alles drang auf Tobias Tunte ein, der breit und behäbig dahag und sich durch nichts und durch niemand erschüttern ließ, in jener niedrigen, höchst gewöhnlichen Gesinnung, die eben die eines Schnapsbrünnlers war.“

Da lob, um sich in dem Mann verständlich zu machen, mit einem Male der Kandidat die Hand. „Was ist ein ernährungsstoff an, diesen Väterfahrenen und an Aßen Reichem, als er erhoffte man von ihm Rettung. Wuchte er vielleicht einen Ausweg?“